

RESEARCH

Marie-Kristin Döbler

Nicht-Präsenz in Paarbeziehungen

Lieben und Leben auf Distanz



Springer VS

Nicht-Präsenz in Paarbeziehungen

Marie-Kristin Döbler

Nicht-Präsenz in Paarbeziehungen

Lieben und Leben auf Distanz

 Springer VS

Marie-Kristin Döbler
Institut für Soziologie
FAU Erlangen-Nürnberg
Erlangen, Deutschland

Zgl. Dissertation an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Erlangen,
2019

Originaltitel der Dissertation: Allein und doch nicht einsam? (Nicht-)Präsenz(en) in
Paarbeziehungen

ISBN 978-3-658-29447-2 ISBN 978-3-658-29448-9 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-29448-9>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen National-
bibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer Fachmedien
Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die
nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung
des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen
etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die
Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des
Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informa-
tionen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind.
Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder
implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt
im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten
und Institutionsadressen neutral.

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH
und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
Teil I: Theorie		
2	Soziologische Kontextualisierung	9
2.1	Paare soziologisch betrachtet	9
2.1.1	Wandlungen und Prozesshaftigkeiten.....	10
2.1.2	Performativität: Doing und Displaying Couple.....	21
2.2	Präsenz theoretisch betrachtet.....	26
2.3	Kritische Betrachtung bisheriger Studien.....	31
2.4	Schlussfolgerungen zur soziologischen Kontextualisierung	32
3	Theoretischer Rahmen: Wissenssoziologie	35
3.1	Wissen.....	36
3.1.1	Explizit-reflexives und implizit-habituelles Wissen	38
3.1.2	Präsenz und (implizit-habituelles) Wissen	40
3.2	Intersubjektivität und Lebenswelt	43
3.2.1	Generalthesis des Alter Ego	44
3.2.2	Lebenswelt.....	46
3.3	Wirklichkeitskonstruktion	48
3.4	Kommunikative und diskursive Wirklichkeitskonstruktion	51
3.5	Schlussfolgerungen zum theoretischen Rahmen	53
4	Konkretisierung des Forschungsprojekts	55
5	Methodologie und Methode	59
5.1	Narrativ(-biographisch)e Daten	61
5.1.1	Narrativ-biographische (Paar-)Interviews.....	67
5.1.2	Forschungspragmatische Ergänzung: Schriftliche Leitfadensbefragung.....	75
5.2	Diskursanalyse	78
5.3	Interpretativ-rekonstruktive Analyse	80
5.4	Resümee und Reflexion	87
5.4.1	Methoden-, Daten- und Ergebnispluralität	88
5.4.2	Heterogenität	91
5.4.3	Interviewgrenzen.....	92
5.4.4	Samplelimitation.....	98

Teil II: Empirie

6	Diskursive Paar-Konstruktionen	103
6.1	Zentrale Themen der öffentlichen Dokumente	104
6.1.1	Das Thema ‚Präsenz‘ im Diskurs	104
6.1.2	Skepsis und Vorbehalte gegenüber Nicht-Präsenz.....	107
6.1.3	Vergleichsfolie Normalbeziehung.....	112
6.2	Phänomenstruktur: Das sind die Beziehungen.....	114
6.3	Subjektpositionen: Das sind die Partner und Partnerinnen	116
6.4	Storylines: Das sind die Erklärungen.....	122
6.5	Schlussfolgerungen zu den diskursiven Paar-Konstruktionen.....	129
7	Kommunikative Paar-Konstruktionen	131
7.1	Kurzportraits der Interviewten.....	132
7.2	Zentrale Themen der (Paar-)Interviews.....	137
7.2.1	Präsenz aus Sicht der Befragten	138
7.2.2	Voraussetzungen fürs Gelingen.....	140
7.2.3	Und wo ist die Liebe?.....	159
7.2.4	Schlussfolgerungen zu den zentralen Themen der (Paar-)Interviews.....	165
7.3	Körper.....	166
7.3.1	Das Besondere körperlicher Präsenz	168
7.3.2	Sex und Intimität	193
7.3.3	Care	198
7.3.4	Schlussfolgerungen: Besondere Eigenschaften körperlicher Präsenz und körperlich zu befriedigende Bedürfnisse	212
7.4	Zeit	214
7.4.1	Zeitperspektiven.....	215
7.4.2	Paarzeit und deren ‚Konkurrenz‘	224
7.4.3	Eigenzeitlichkeit	242
7.4.4	Paarbiographie.....	247
7.4.5	Schlussfolgerungen: Zirkularität und Oszillieren	260
7.5	Raum.....	262
7.5.1	Zuhause.....	262
7.5.2	Pendeln oder Reisen?	279

7.5.3	Metaphorische Räume	285
7.5.4	Schlussfolgerungen: Doing Space	294
7.6	Resümee	298
Teil III: Ergebnisse		
8	Die Muster der narrativ-biographischen Materialien	307
8.1	Gemeinsamkeiten der Fälle	308
8.2	Paartypen	310
8.3	Dynamiken und Veränderungen	321
9	Paarbeziehungen und (Nicht-)Präsenz(en)	333
9.1	Soziokulturelles Wissen und Paargeschichten	333
9.2	Nicht-Präsenz als Wissensgenerator und Reflexionsplattform	339
9.3	Institutionalisierung	344
9.4	Lebensweltliche Differenzen und Paarwirklichkeit	351
9.5	Medial-technische Veränderungen	356
9.6	Wirklichkeitskonstruktionen und der Erhalt von Paarwirklichkeit	364
9.7	Zwölf thesenhafte Antworten	370
10	Fazit	383
Anhangsverzeichnis		393
Literaturverzeichnis		405

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Phasenunterteilung des ‚Lebenslaufs‘ von Paaren	13
Abbildung 2: Dynamik des an der Grounded Theory orientierten Forschungsprozesses	60
Abbildung 3: Schematische Darstellung der Schritte der interpretativ- rekonstruktiven Analyse	84
Abbildung 4: Mobilitätsformen	280
Abbildung 5: Schematische Darstellung des Wechselspiels aus Vorgaben, Wissen, Praxis und Paarwirklichkeit unter dem Einfluss von Nicht-Präsenz	347
Abbildung 6: Situationen in Abhängigkeit von körperlicher und medialer Präsenz	363

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Kreuztabelle dualistischer kognitiver und physischer Präsenz.....	27
Tabelle 2: Schematische Übersicht über die analytische Differenzierung der Lebenswelt	47
Tabelle 3: Übersicht über soziodemographische Merkmale der Einzelinterviews. ...	71
Tabelle 4: Übersicht über soziodemographische Merkmale der Paarinterviews.....	73
Tabelle 5 (links): Übersicht über soziodemographische Merkmale der schriftlichen Einzelbefragungen.....	77
Tabelle 6 (rechts): Übersicht über soziodemographische Merkmale der schriftlichen ‚Paar‘befragung	77
Tabelle 7: Übersicht über die in dieser/für diese Arbeit zur Anwendung kommenden Analyseverfahren	88
Tabelle 8: Exemplarische Begründungen für männliche Mobilität aus Sicht von Männern und Frauen	255
Tabelle 9: Paartypen	320
Tabelle 10: Ausdifferenzierung der Schütz’schen Unterscheidung der Lebenswelt	357



1 Einleitung

„Die Jobs spielen net hier“ (Markus)

„In unserem Beruf sind die Arbeitsplätze sehr dünn gesät. Es gibt nur wenige in der [Berufsfeld], die den Luxus haben, keine Fern- oder Wochenendbeziehung zu führen und noch beide im Beruf aktiv sind. Insofern hätte die Alternative des Zusammenwohnens bedeutet, dass eine(r) von uns den Beruf hätte aufgeben müssen. Wie viele Berufe in der Wissenschaft ist die [Berufsfeld] eine Berufung und kein Job, und ist Geldquelle und Hobby zugleich. Wir waren uns immer einig, dass wir nicht den jeweiligen anderen zum Aufhören bringen wollten, sondern aus dieser Situation das Beste machen müssen.“ (Walter)

„Es ist irgendwie normal, dass man sich eine Zeit nicht sieht. Alle, also die meisten meiner Freunde leben mit viel Nicht-Präsenz oder Abwesenheit in den Beziehungen. Bei vielen war es vor allem früher so, dass sie an unterschiedlichen Orten waren, also beruflich einfach viel unterwegs sein mussten.“ (Moritz)

Eine diesen lebensweltlichen Einsichten vergleichbare Thematik findet sich mit einer erstaunlichen Kontinuität über die Zeit hinweg auch in massenmedialen Berichterstattungen. Dort heißt es bspw.:

„Wer in Zeiten der Globalisierung erfolgreich sein will, muss mobil und flexibel sein, fordern Politiker und Arbeitgeber. [...] Der Begriff Mobilität [ist] zu einem modernen Mythos geworden.“ (Brigitte 2002)

„Wohin einen der nächste Arbeitgeber, findet man ihn überhaupt, schickt, ist ungewiß. Wer dranbleiben will, muß auf gepackten Koffern sitzen.“ (FAZ online 2005)

„Gewandelte Lebenswelten, in denen die Menschen heute leben, spielen hier eine zentrale Rolle, und die sind flexibel und hoch dynamisch. Arbeits- und Lebenswelten verändern sich und produzierten multilokale Verhältnisse.“ (Süddeutsche Zeitung 2012)

„Wir sind so flexibel wie keine Generation vor uns. Uns stehen alle Möglichkeiten offen. Und wir wollen alles - die Beziehung und den großartigen Job im Ausland. Gleichzeitig wird Flexibilität damit zur Normalität und inzwischen oft erwartet.“ (Brigitte 2014)

„In Zeiten, in denen Arbeitgeber mehr Flexibilität fordern, ist diese globale Beziehungsform offenbar vorprogrammiert. Doch wie viel Globalisierung verträgt die Liebe wirklich? Denn an der inneren Zerrissenheit hat so mancher zu knabbern, wenn sich das Herz nach Nähe sehnt, der Kopf jedoch Flexibilität fordert.“ (Fit-for-fun 2017)

Hinter diesen Äußerungen stehen verschiedene, sich gegenseitig beeinflussende Entwicklungen: Um überhaupt arbeiten, einen bestimmten Beruf ausüben oder um Karriere machen zu können, müssen Menschen „auf gepackten Koffern sitzen“, „beruflich viel unterwegs“ oder zum Umzug bereit sein; weil die Jobs „net hier spielen“, Berufstätigkeit an bestimmte Standorte gebunden ist oder aber die Aufgaben verlagert werden, pendeln Menschen und sind wiederkehrend dazu aufgefordert, „mobil und flexibel“ zu sein. Die Folgen räumlicher (Re-)Organisation von Erwerbsarbeit, die sich im Zuge der Delokalisierungen oder gar Globalisierung ereignen, und veränderte zeitliche

Perspektiven, die u.a. von befristeten oder projektbasierten Beschäftigungsmodellen hervorgerufen werden, betreffen heute potentiell jeden (Beck und Beck-Gernsheim 2015; Sennett 2010). Infolgedessen werden auch potentiell alle sozialen Beziehungen mit mehr oder weniger lange Zeit andauernder und/oder mehr oder weniger regelmäßig wiederkehrender physischen Abwesenheit konfrontiert (Beck und Beck-Gernsheim 2011; Griese und Sievers 2010; Statistisches Bundesamt 2013). War es für Eltern-Kind- oder Freundschaftsbeziehungen schon länger nicht ungewöhnlich, dass man sich eine Zeit lang nicht gesehen hat, war – und ist? – physische Nicht-Präsenz in Paarbeziehungen eher untypisch. Bis mindestens in die 1960er, 1970er Jahre galt die Norm, die heute zumindest noch als starke soziokulturelle Erwartung zu rekonstruieren ist, als Paar habe man zusammenzuziehen und zusammenzuleben. Kombiniert war dies mit größerer Sesshaftigkeit auf Grund von in der Regel langfristigen beruflichen Perspektiven: Man ging davon aus, für längere Zeit an diesem neuen Ort beruflich tätig zu sein, so dass es gerechtfertigt und sinnvoll erschien, den Lebensmittelpunkt zu verlagern und andernorts ein Leben aufzubauen. Gleichzeitig war es selbstverständlich, dass Frauen ihrem Ehemann folgten (oder sogar folgen mussten). Das ist heute nicht mehr so selbstverständlich und vor allem auch nicht mehr so einfach. Erstens sind im Kontext von Paarbeziehungen zunehmende Lockerungen institutionalisierter Bestimmungen zu beobachten, die oftmals als Deinstitutionalisierung interpretiert und bspw. als Ursache für sinkende Heirats- und steigende Scheidungsraten herangezogen werden (Nave-Herz 2004; Peuckert 2012). Zweitens ereignet sich die Mobilitätssteigerung parallel zur Emanzipation von Frauen und deren zunehmender Arbeitsmarktintegration. All das macht es zum einen schwerer, dass Menschen dauerhaft an einem bestimmten Ort angesiedelt sind und unwahrscheinlicher, dass soziale Beziehungen auf Dauer in einem gleichbleibenden lokal umgrenzten Raum verortet werden können. Zum anderen werden arbeitsmarktbezogene Mobilitätsentscheidungen sowie -erfordernisse komplexer und pluraler. Sie sind z.B. nicht mehr nur auf Phasen der Ausbildung oder des Berufseinstiegs beschränkt, sondern treten etwa auf Grund der Umstellung auf Projektarbeit und Zeitverträge potentiell im gesamten Erwerbsverlauf (immer wieder) auf (Rosa 2005; Sennett 2010). Die Folgen sind räumlich variable(re) und schwer(er) planbarere Erwerbs-, „Bastel- und Bruchbiographie[n]“ (Beck und Beck-Gernsheim 2015, S. 13) sowie Spannungen zwischen der notwendigen beruflichen Flexibilität einerseits, der von privaten Lebensformen und sozialen Beziehungen erwarteten Bindungsbereitschaft und Stabilität andererseits (Huinink 2011). Manche prognostizieren daher „den flexiblen Menschen“ (Sennett 2010) oder die „vollmobile Singlegesellschaft“ (Beck 2012), während andere das Entstehen neuer privater Lebensformen beobachten, etwa multilokale Familien (Schlinzig 2017), Fern- oder Wochenendbeziehungen.¹

¹ Von den Begriffen Wochenend- und Fernbeziehung wird im Folgenden Abstand genommen, da sie zu stark im allgemeinen Wortschatz verankert und mit spezifischen Konnotationen versehen sind. Daher rufen sie Bedeutungshorizonte auf, die den voreingenommenen Blick auf das Phänomen verstellen

Die räumliche Mobilität führt demnach nicht zwangsläufig zur Auflösung von Beziehungen, wie es die Rede von der „Singlegesellschaft“ nahelegt, stattdessen gilt es zu erkennen, dass sich soziale Beziehungen zunehmend häufiger über den geographischen Raum erstrecken und temporäre räumliche Trennungen innerhalb von Beziehungen auftreten und sich Phasen physischer Nicht-Präsenz nicht länger auf bestimmte historische Zeiten wie z.B. Krieg oder spezifische Berufs- oder Bevölkerungsgruppen (z.B. See- und Fernfahrer, Kolonialherren, Handlungsreisende, Außendienstmitarbeiter) beschränken lassen. Stattdessen können Phasen von Nicht-Präsenz innerhalb von Beziehungen potentiell überall beobachtet werden. Die überwiegend weiblichen Pflegekräfte vor allem aus osteuropäischen Nachbarländern, die asiatischen oder südamerikanischen Au-Pairs, die internationalen Saisonkräfte und Erntehelfer, die überwiegend männlichen Montearbeiter, aber eben auch viele, die im Journalismus oder in der Wissenschaft, im Bereich von Kunst und Kultur an wechselnden Orten Anstellungen haben und überregional, ggf. international nach solchen suchen, können als Beispiele hierfür angeführt werden (vgl. dazu u. a. Baldassar 2016; Beck und Beck-Gernsheim 2011; Stoilova et al. 2014; Viry et al. 2010).

Diese skizzenhaften Bemerkungen zusammenfassend, wird die Frage nach den Voraussetzungen fürs Paarsein und Paarbleiben aufgerufen: Wenn es einerseits zu einer Deinstitutionalisierung kommt, bspw. Ehen in der gegenwärtigen westlichen Gesellschaft zwar weiterhin relevant bleiben, aber bei weitem weder eine Voraussetzung für das Paarsein noch ein Garant für den Fortbestand von Beziehungen darstellen, andererseits Paare noch nicht einmal mehr zusammenleben und ‚dauerhaft‘ zusammen sind, woran sind dann Paarbeziehungen festzumachen und wie werden sie über die Zeit hinweg erhalten? Was heißt denn dann noch Zusammensein? Erste theoretische Ansatzpunkte finden sich in wissenssoziologischen Theorien, die statt physischer Anwesenheit die Bedeutung von Bezogenheit betonen. Mannheim etwa erklärt, Sprache erlaube Beziehungen von direkter Kontagion zu lösen und über direkte wechselseitige Berührung hinaus auszudehnen (Mannheim 1980). Auch Schütz erkennt die Möglichkeit, dass z.B. über Briefe Kontakt ge- und eine Beziehung erhalten wird (Schütz 1972c, S. 76–77). Um jedoch die Effekte zu vermeiden, die er am Beispiel des Heimkehrers beschreibt, scheint mehr als Kommunikation vorausgesetzt. An seine Überlegungen vor dem Hintergrund der bereits skizzierten theoretischen Positionen anknüpfend, ist zu vermuten: Geteiltes Wissen wird vorausgesetzt, um zum einen die für Paarbeziehungen typische Vertrautheit zu erhalten, die es ermöglicht, „auszulegen, was eine andere Person meint, und ihre Handlungen und Reaktionen vorauszusagen, [...] die ‚nackte Seele‘ des anderen“ zu kennen und den Anderen/die Andere nicht „hinter einer schwer zu entfernenden, fremden Maske“ (Schütz 1972c, S. 78) verschwinden zu sehen. Zum anderen wird Wissen aber auch benötigt, um weiterhin ‚erfolgreich‘ Paarsein performativ hervorzubringen. Dies wiederum lässt nach der Rolle

oder verzerren. Aufgegriffen werden diese Begriffe jedoch dann, wenn es darum geht, darzulegen, wie das untersuchte Phänomen innerhalb des Diskurses dargestellt wird oder wenn sie von den Paaren zur Selbstbeschreibung genutzt werden.

von Präsenz fragen, da geteiltes Wissen wechselseitigen Austausch erfordert, der nicht nur bei Schütz (1972c) das gemeinsame Erleben in face-to-face Situationen bzw. lebendiger raumzeitlicher Gegenwart voraussetzt.

Präsenz spielt auch deswegen eine wichtige Rolle, da in Reaktion auf die beobachtbare Deinstitutionalisierung in der theoretischen Beschäftigung mit Paaren anerkannt wird, dass Paare weniger auf Institutionen als vielmehr auf die Praktiken der beteiligten Beziehungspartner/-partnerinnen angewiesen sind; soziale Beziehungen werden als performative Gebilde ausgewiesen, die der kontinuierlichen Hervorbringung durch die beteiligten Partner/Partnerinnen bedürfen.² Damit wird zwar das Problem gelöst, dass Paare trotz vorhandener Institutionen wie etwa der Ehe scheitern, umgekehrt aber auch ohne solche Institutionen fortbestehen können. Als performatives Phänomen konzipiert, stellt sich dann jedoch angesichts der angesprochenen Mobilität und temporär vorhandenen räumlichen Distanz zwischen Beziehungspartnern/-partnerinnen die Frage, wie die beziehungskonstitutiven Praktiken ausgeübt werden können.

Ziel der vorliegenden Arbeit ist nun, empirisch zu klären, wie Beziehungen trotz zeitweiliger räumlicher Trennung zu erhalten sind. Forschungsgegenstand sind folglich Paare, die eine von physischer Nicht-Präsenz gekennzeichnete Beziehung führen, die aus heuristischen Gründen mit körperlicher Abwesenheit gleichgesetzt wird. Diese ist bei untersuchten Paaren umfassender als es bspw. durch Erwerbsarbeit und Hobbys zu erwarten ist und wird durch eine beruflich induzierte räumliche Distanz hervorgerufen, die nicht täglich physisch überwunden wird: Partner/Partnerinnen sind für mindestens mehrere Tage am Stück an unterschiedlichen Orten und physische Kopräsenz wird für mehrere Tage nicht hergestellt, so dass die physische Nicht-Präsenz umfangreicher ist als die physische Kopräsenz des Paares.³ Fokussiert werden jene Paare, von denen gemeinhin Zusammenleben erwartet wird, weil sie alt genug und selbstständig sowie lange genug zusammen respektive ein Paar sind. Paare, die im doppelten Sinne zu jung sind, um ‚dauerhaft‘ zusammen zu sein bzw. zusammen zu wohnen (Paarbeziehungen unter Jugendlichen oder solche, die sich noch in der Gewöhnungsphase befinden), sind eher am Rand des untersuchten Phänomens angesiedelt.⁴

Ganz allgemein werden Paare als Gemeinschaft zweier gegen- oder gleichgeschlechtlicher erwachsener Personen verstanden, die zueinander in einer ehelichen

² Vgl. verschiedene Beiträge in Jurczyk et al. 2014; Lenz und Nestmann 2009; Ruiner 2010; Métrailler 2018; auch Luhmann 2005, 2012.

³ Auch bei Schichtarbeit kann Kopräsenz eingeschränkt sein. Diese Form der Abwesenheit in der Anwesenheit miteinzubeziehen, hätte die Kapazitäten dieses Projekts überstiegen, könnte und sollte aber künftig geschehen.

⁴ Auch Paare, die durch Gefängnisaufenthalte oder durch das Leben in anderen Institutionen (z.B. Pflegeheimen) getrennt sind, wurden in dieser Studie nicht untersucht. Dennoch scheint es gerechtfertigt, die Übertragbarkeit mancher Erkenntnisse aus den hier präsentierten Analysen anzunehmen, auch wenn sich die institutionellen und sozialen Rahmenbedingungen von jenen unterscheiden, mit denen die hier diskutierten Paare konfrontiert sind. Auch dieser Personenkreis könnte hinsichtlich der Frage nach (Nicht-)Präsenz in Beziehungen ein interessantes Untersuchungsfeld darstellen.

oder eheähnlichen, persönlichen und intimen, auf Dauer ausgerichteten Beziehungen stehen, die sich durch Verbindlichkeit, Exklusivität sowie wechselseitige, vielseitige (d.h. körperliche und/oder sexuelle und/oder emotionale) Zuwendung auszeichnet. Paare weisen ferner regelmäßige (potentiell auch sexuelle) Interaktionen auf und Partner/Partnerinnen nehmen sich selbst als in einer Zweierbeziehung befindend wahr. Damit ist weder vorausgesetzt noch ausgeschlossen, dass Kinder, ein Trauschein und/oder ein gemeinsamer Haushalt vorhanden sind (Lenz 2009b; Lenz 2010).

Um den skizzierten Fragen nachzugehen – wie die von anderen Studien als beziehungsrelevant identifizierte Performativität auch bei physischer Nicht-Präsenz gewährleistet ist, wie Paare angesichts temporärer räumlicher Trennung fortbestehen bzw. welche Rolle Präsenz überhaupt für Paare spielt –, werden narrativ-biographische Interviews erhoben. Während hierauf der Fokus liegt, darf nicht übersehen werden, dass dies in Auseinandersetzung mit soziokulturellen Umwelten, medial vermittelten sprachlichen Bildern und Vorstellungen geschieht. Um diesem kontextuellen Einfluss nachzuspüren, der bspw. nahelegt, wie Paare aussehen (sollen) und wer die Personen sind, die Nicht-Präsenz-Beziehungen führen, wird auch eine Diskursanalyse durchgeführt. Ziel all dessen sind keine repräsentativen Aussagen über die Verbreitung von Nicht-Präsenz in Paarbeziehungen oder die Bestimmung von Variablen und statistisch signifikanten Merkmalsausprägungen. Vielmehr geht es darum, ein bislang unterforschtes Phänomen genauer verstehen zu können, das für zunehmend mehr Menschen und Bevölkerungsschichten zur Lebensrealität wird. Denn auch wenn kein genuin neues Phänomen in den Blick gerät, weil es Nicht-Präsenz in Beziehungen schon früher gegeben hat, besteht Bedarf an genaue(re)n und differenzierte(re)n Erkenntnissen: Einerseits ist Nicht-Präsenz allein schon aus quantitativen Gründen von wachsender gesellschaftlicher Bedeutung. Andererseits ist der Forschungsgegenstand in der bisherigen soziologischen Forschung eher stiefmütterlich und/oder sehr einseitig verhandelt worden, u. a. weil neben der Fokussierung auf den Haushalt auch etwas vorherrscht, das als Präsenz-Bias bezeichnet werden kann.

In drei Teilen werde ich mich mit dieser Thematik auseinandersetzen. Teil I legt dafür die theoretische Basis. Zunächst erfolgt eine Auseinandersetzung mit der soziologischen Beschäftigung mit Paaren (Kapitel 2.1). Als nächstes wird Präsenz als Themenkomplex eingeführt (Kapitel 2.2), bevor jene Studien kritisch betrachtet werden, die es bislang zu Nicht-Präsenz in Paarbeziehungen gibt; daraus wird dann auch die Legitimation des hier präsentierten Forschungsprojekts abgeleitet (Kapitel 2.3). Darauf folgt die Darlegung des in dieser Arbeit eingenommenen theoretischen Standpunkts – eine subjektorientierte, sozialkonstruktivistische Wissenssoziologie –, von welchem aus das Phänomen auf vielfältige Weisen betrachtet wird (Kapitel 3). Daran schließt die Konkretisierung des Forschungsprojekts an (Kapitel 4). Mit der Formulierung der Ziele dieser Arbeit wird zur Methodologie, den Methoden der Datenerhebung und -auswertung übergeleitet, die Kapitel 5 darstellt. Ebenso wird hier das empirische Material eingeführt, das im Mittelpunkt des Teil II dieser Arbeit steht. Kapitel 6 und 7 widmen

sich dann der Präsentation der Analyse der massenmedialen bzw. narrativ-biographischen Daten. Zu betonen gilt, dass die zunächst präsentierte Diskursanalyse der Kontextualisierung für die als Schwerpunkt zu betrachtenden Interviews dient. Teil III wiederum führt die Ergebnisse zusammen und bindet sie an die eingeführten Theorien zurück. Kapitel 8 beschäftigt sich dabei mit dem Musterhaften und Typischen der narrativ-biographischen Materialien. Anschließend erfolgt in Kapitel 9 eine Synthese der verschiedenen empirischen Einsichten und der Theorie sowie die Präsentation 12 thesenhafter Antworten auf die Forschungsfragen. Den Abschluss bildet das in Kapitel 10 formulierte Fazit, das einen Rückblick auf die präsentierte Arbeit und einen Ausblick bspw. auf weiteren Forschungsbedarf gibt.

Teil I: Theorie



2 Soziologische Kontextualisierung

In diesem Kapitel werden die beiden zentralen Konzepte dieser Arbeit in den Blick genommen: Paare und Präsenz. Die Ausführungen zu Paaren in Kapitel 2.1 werden skizzenhaft die bisherige soziologische Beschäftigung mit Paaren generell aufarbeiten, aber sofern nötig einen direkten Bezug zu den hier untersuchten ‚Nicht-Präsenz-Paaren‘ herstellen. In Kapitel 2.2 wird das dominierende Präsenzverständnis dargestellt und sensibilisierende Konzepte für die Analyse des empirischen Materials werden eingeführt, bevor in Kapitel 2.3 eine kritische Auseinandersetzung mit bisherigen Studien zu Nicht-Präsenz in Paarbeziehungen erfolgt und darlegt wird, warum die hier präzentrierte Forschung sinnvoll, legitimiert und notwendig ist.

2.1 Paare soziologisch betrachtet

Paare stellen ein eher randständiges oder zumindest einseitig betrachtetes Thema in der soziologischen Forschung dar (Wimbauer und Motakef 2017). Diese untersucht zwar soziale und persönliche Beziehungen⁵, konzentriert sich jedoch überwiegend auf Familien. Bei dieser Beschäftigung mit intergenerationalen Beziehungen geraten Paare vor allem als Unterthema oder Problemfaktor in den Fokus. Mit Paaren verbundene Prozesse werden bestenfalls ausschnittsweise analysiert. So geht es bspw. um Scheidung und die primär negativ verstandenen Auswirkungen auf Kinder (Lenz 2009b) oder um die Entscheidung, zusammen zu ziehen (Hahn und Schmidl 2014; Stafford et al. 2006). Diskutiert werden das Kennenlernen oder Zusammenkommen, aber auch der Einfluss neuer Medien oder von online Partnermärkten auf die Partnerwahl (Schmidl 2014). Andere Auseinandersetzungen mit Paaren weisen spezifische, z.B. gendertheoretische Ausrichtungen auf und betrachten selektiv den Umgang mit bestimmten Themen, bspw. die Hausarbeitsteilung (Honneth et al. 2005-2008) oder Einkommensdifferenzen (Koppetsch und Speck 2015). Dass Paare in ihrem Bestand und wenn alles gut läuft sowie als Ganzes, analysiert werden, ist selten. Hinzu kommt, dass sich die wenigen durchgeführten Studien meist an traditionellen Vorstellungen von Ehepaaren (Berger und Kellner 1965) und Lebensgemeinschaften innerhalb des gleichen Haushalts orientieren (Kaufmann 2005).

⁵ Aufmerksam zu machen gilt es auf folgende Differenzierung und Begriffsverwendungen innerhalb dieser Arbeit: *Soziale Beziehung* umfassen alle Formen von Beziehungen zwischen mindestens zwei Personen, die auf Dauer angelegt sein können, aber nicht sein müssen. Demgegenüber werden die synonym gebrauchten Bezeichnungen *private* oder *persönliche Beziehungen* verwendet, wenn es um Beziehungen geht, die ‚fortgesetzt‘ werden und die Beteiligten als Person, nicht ausschließlich als Rollenträger/-trägerin betreffen; beispielhaft sind Freundschaften, Familien- und *Paarbeziehungen*. Die beiden letztgenannten werden oftmals mit *privaten Lebensformen* gleichgesetzt, was räumliche Nähe, meist das Zusammenleben impliziert. Von der Assoziation mit dem Haushalt soll die Begrifflichkeit bei mir gelöst werden. Wenn von privaten Lebensformen gesprochen wird, soll vielmehr betont werden, dass soziale Beziehungen ge- und belebt werden müssen, weil sie auf Performativität angewiesen sind. Familien-, insbesondere aber Paarbeziehungen werden auch als intime Beziehung bezeichnet, da sie verschiedene und besondere Formen der Vertraulichkeit und Vertrautheit beinhaltet, zu der im Falle der Paarbeziehung auch die Möglichkeit auf Sexualität gehört.

Auch wenn all diese Studien ihre Berechtigung haben und es wichtig ist, etwas im Detail über die jeweiligen Aspekte einzeln zu erfahren, argumentiert die vorliegende Arbeit jedoch dafür, dass es notwendig ist, Paare holistischer zu untersuchen. Sie konzentriert sich daher weder zeitlich ausschließlich auf einzelne Beziehungs- oder Lebensphasen noch isoliert auf einzelne Aspekte, selbst wenn der Titel und die Einleitung einen bestimmten Zuschnitt nahelegen. Angenommen wird, dass Nicht-Präsenz einen Kristallisationspunkt darstellt, der vieles fragwürdig und dadurch offensichtlich werden lässt, was sonst durch vermeintliche Natürlichkeit überdeckt und deswegen übersehen wird. An der Schnittstelle von Paaren und physischer Nicht-Präsenz wird Erkenntnispotential vermutet, das erlaubt, verschiedenste Facetten, Funktionen und Gestaltungsformen von Beziehungen sowie damit verbundene Werte und Normen, die Auseinandersetzung mit und den Einfluss von soziokulturellen Rahmenbedingungen, die Verflechtung mit anderen Lebensbereichen (z.B. der Arbeitswelt) und vieles weitere in den Blick zu nehmen. Zwei, quer zu diesen Aspekten liegende Dimensionen gilt es schon hier einzuführen, weil sie als *sensitizing concepts* für die Analyse des empirischen Materials dienen: Prozesshaftigkeiten (2.1.1) und Performativitäten (2.1.2).

2.1.1 Wandlungen und Prozesshaftigkeiten

Genauer bestimmt werden im Folgenden beziehungsinterne Prozesse bzw. Veränderungen entlang von (1) Beziehungsphasen und (2) Verlaufslogiken. Anschließend werden Wandlungen in den Blick genommen, die auf äußere Einflüsse zurückzuführen sind bzw. sich aus der soziokulturellen Einbettung von Beziehung ergeben. Geht es zunächst allgemein um (3) Wechselwirkungen mit der sozialen Umwelt, (4) geraten mit einem Fokus auf Semantiken sprachliche Ressourcen und zu Leitbildern verdichtete Vorstellungen in den Blick.

(1) Beziehungsphasen

Die Paarforschung unterscheidet drei bis fünf verschiedene Phasen einer Beziehung. Aufbau-, Bestands- und Auflösungsphase finden sich in allen Theorien, während Bewährungs- und Krisenphasen bei detaillierteren Differenzierungen eingeschoben werden. Da hier nur Paare betrachtet werden, die sich zum Zeitpunkt der Untersuchung selbst als Paar definieren, sollen im Folgenden nur die Aufbau-, Bewährungs-, Bestands- und Krisenphase diskutiert werden. Diese sind nicht immer konsekutiv und können in bestehenden Beziehungen potentiell immer wieder durchlaufen werden (Ruiner 2010, S. 34–48).

Die *Aufbauphase* beschreibt den Zeitraum vom Kennenlernen bis zur Herausbildung der Überzeugung, sich in einer Paarbeziehung zu befinden. Hierfür sind die Bedingungen der Möglichkeiten des sich (näher) Kennenlernens nötig, was mindestens temporär physische Kopräsenz zu erfordern scheint: Voraussetzungen für das Sich-Kennenlernen sind Teilhabe und Austausch bzw. allgemeiner: Wissenserwerb (Lenz 2009b, 2014b). Man erlebt gemeinsam, unternimmt zusammen Aktivitäten und

macht miteinander Erfahrungen. Durch wechselseitige Selbstdarstellungen und biographische Erzählungen wiederum tauscht man sich zusätzlich über Dinge aus, die in der Vergangenheit oder in Abwesenheit des/der (künftigen) Partners/Partnerin stattgefunden haben (Keppler 1994). Hier fließt auch Wissen ein, das sonst nahezu kein anderer oder nur sehr wenige andere besitzen (Kuchler und Behner 2014a), denn für Paarbeziehungen gilt spätestens mit dem Aufkommen der romantischen Liebe das Gebot, nichts „Persönliches der Kommunikation zu entziehen“ (Luhmann 2012, S. 15) und Triviales genauso wie Wichtiges miteinander zu teilen. Es besteht sozusagen eine Mitteilungsnotwendigkeit oder gar ein -imperativ, der fordert: Alles, immer, sofort.

Auf diese Weise wird das personenbezogene Wissen erweitert, es werden Fremd- und Selbstbilder bestimmt. Dabei wird geklärt, wer der/die Andere ist, wer man selbst in und durch die Beziehung zum/zur Anderen sein kann, wer man für den Anderen/die Andere ist und was für ein Paar man bildet oder konstituieren kann. Zu dieser Identitätsarbeit gehören sowohl das Wahrnehmen und Darstellen von aktuellen als auch das Entwerfen und Aushandeln möglicher, zukünftiger Identität(en) (Lenz 2003a, 78–80; 252). Eine wichtige Funktion kommt Anzeigehandlungen, Accounts zu: Man bekundet Interesse am/an der Anderen, an Kontakt und dessen Intensivierung, aber auch an der Ernsthaftigkeit der Absichten oder den Grad der bereits erreichten Nähe und Intimität (Lenz 2009b). Hierfür wird u. a. auf Symbole und Beziehungszeichen (Goffman 1974) zurückgegriffen, die häufig einem soziokulturell geteilten ‚Fundus‘ entnommen werden und bspw. durch die Verknüpfung mit der Semantik der romantischen Liebe ihre Bedeutung erhalten und/oder von massenmedial verbreiteten Vorlagen inspiriert werden.⁶

Bekundungen über die Beziehung, deren Status sowie deren Darstellung durch Materialitäten, Handlungen oder verbale Äußerungen sind in Schwellenmomenten und angesichts von Transformationen von ganz besonderer Relevanz. *Schwellenmomente* beziehen sich auf Veränderungen oder Institutionalisierungsschritte, die bspw. die (metaphorische) Nähe der Partner/Partnerinnen zueinander bzw. den Intimitäts- und Intensitätsgrad der Beziehung beeinflussen. Sie stehen bspw. zwischen Beziehungsphasen, ereignen sich ‚im Kleinen‘ aber auch durchgehend im Verlauf einer jeden Phase und dienen der Verstetigung und Verstärkung. Exemplarisch sind der erste Kuss, der erste Sex oder das Zurücklassen von persönlichen Gegenständen (Kaufmann 2005; Lenz 2014b) zu nennen, die entweder innerhalb der Aufbauphase erfolgen oder den Übergang in die Bewährungs- oder gar Bestandsphase anzeigen bzw. hervorrufen können (Ruiner 2010, S. 34–47). Durch das Überschreiten solcher ‚Schwellen‘ werden *Transformationen* der beteiligten Personen und der Beziehung vorgenommen. Die damit bezeichneten Veränderungen bspw. hinsichtlich der Rollen

⁶ Paradigmatisch deutlich wird das an Heiratsanträgen oder Hochzeiten, die sich oftmals an massenmedial oder über soziale Medien verbreiteten Bildern und Vorlagen orientieren (Nave-Herz 1997; Reichert 1993).

und Aufgabenverteilungen können sich sprunghaft oder graduell einstellen. Beispielhaft für ersteres ist der mit der Trauung plötzlich vollzogene Wandel vom Paar zum Ehepaar, für letzteres exemplarisch sind die sich kontinuierlich, oftmals gar schleichend ergebenden geschlechtsspezifischen Handlungsmuster (Kaufmann 2005; Lange 2014, S. 136). Man kann sich aber auch entfremden; Beziehungsphasen sind folglich nicht linear und Entwicklungen nicht unumkehrbar. Daher können oder müssen manchmal einzelne Schwellen mehrfach überschritten werden. So gibt es bspw. zwar den allerersten Kuss. Aber es gibt bei Paaren, die umfangreiche physische Nicht-Präsenz erleben eben (immer wieder) auch einen ersten Kuss nach langer Zeit und auch dieser wird teilweise als Schwellenmoment erlebt, etwa weil er eine Transformation mit sich bringt oder eine Veränderung anzeigt.

Kennt man sich besser, hat man sich einander angenähert, einige Schwellen überschritten, Transformationen durchlaufen und definiert man sich selbst bereits als Paar, befindet man sich in der *Bewährungsphase*. Die Partner/Partnerinnen verstehen sich als Partner/Partnerin und handeln dementsprechend; sie zeigen sich wechselseitig und Dritten das Paarsein an. Gleichzeitig wird praktisch getestet, ob die Beziehung funktioniert und ob bzw. wie dies mit ihren Ideal- und Beziehungsvorstellungen zusammenpasst. Hierfür berücksichtigen sie die Reaktionen der sozialen Umwelt. Wenn man so will, geht es hier um Beobachtungen zweiter oder dritter Ordnung, d.h. wie man wahrnimmt, dass man wahrgenommen wird, bspw. wie Familie und Freunde auf das Paar(sein) reagieren. Diese Bewertungen Dritter fließen in Abhängigkeit von deren Relevanz und dem Vertrauen auf die eigene Einschätzung in unterschiedlichem Maß in die Evaluation des Paarseins ein. Fällt diese positiv aus, geht die Beziehung in der Regel nahtlos und fließend, meist ohne klar zu bestimmende Grenzen in die Bestandsphasen über (Davis 1973, 2014).

Bestandsphasen sind davon gekennzeichnet, dass das Paar an die Beziehung und deren Fortbestand glaubt und sich daher zu langfristigen und höheren Investitionen in eine gemeinsame Zukunft entschließt (Lenz 2009b). Es kommt zu Verstetigung, Stabilität ist vorhanden und erste Institutionalisierungen haben stattgefunden. Standen bis vor einigen Jahrzehnten am Ende einer Aufbau- und am Beginn der Bestandsphase zwangsläufig die Heirat und die Gründung eines gemeinsamen Haushalts (Nave-Herz 1997), liegen Institutionalisierungsschritte heute scheinbar frei wählbar im Entscheidungs- und Handlungsbereich jedes/jeder Einzelnen. Zusammenziehen, Ehe, Kinder, Wohnungskauf, Hausbau etc. können zwar immer noch die Bestandsphase kennzeichnen, aber diese Schritte sind optional geworden und bei Weitem nicht mehr bei allen Menschen vorhanden, die ihre Beziehung als Paarsein definieren. Auch wenn ein Leitbild fortbesteht, in denen diese Institutionen vorhanden sind und entsprechende Erwartungshaltungen erzeugt sowie (latent) normativ vorschreibt, wie es sein soll, werden heute verschiedene Varianten privater Lebensformen praktiziert (Schneider 2014; Wimbauer 2014). Einstige für selbstverständlich gehaltene Statusübergänge und vorgezeichnete Transformationen entlang von institutionalisierten Schwellenmomenten haben ihre Natürlichkeit und biographische Notwendigkeit eingebüßt. Daher kann es

durchaus sein, dass die Beteiligten den Beginn der Beziehung unterschiedlich festlegen, zeitlich anders verorten oder der Übergang schleichend erfolgt und nur retrospektiv bestimmt werden kann (Burkart 2009). Hintergrund ist, dass Bestandsphasen heute mehr von gemeinsamer Praxis und dem Handeln als Paar bestimmt werden und von der Wahrnehmung abhängen, ein Paar zu sein, wie in den Ausführungen zur Performativität noch genauer herauszuarbeiten ist.

Handlungen, im Weber'schen (1972) Sinne sowohl das Tun als auch das Unterlassen, können nun (auch oder gerade in der Bestandsphase) Irritationen auslösen: Erschüttern sie das Paar in seinen Grundfesten und stellen sie bis dahin für selbstverständlich gehaltene Sachverhalte auf eine Weise in Frage, die bspw. Routinen unterbrechen und neue Praktiken erforderlich machen, betritt ein Paar potentiell eine *Krisenphase* (Lenz 2009b, S. 138–142). Auslöser für Krisen können sein:

- Veränderungen des Partners/der Partnerin, der/die z.B. andere Werte an den Tag legt, aber auch eigene Veränderungen wie z.B. das Entwickeln anderer Beziehungsvorstellungen, Wünsche, Bedürfnisse,
- das Erkennen von Eigenschaften am Anderen/an der Anderen, die vielleicht schon immer da waren, aber erst jetzt, ggf. auf Grund veränderter Bedürfnisse (negativ) auffallen,
- Beziehungsdynamiken inklusive damit verbundener Rollenveränderungen (bspw. der Übergang zur Elternschaft),
- Einwirkungen der Außenwelt bzw. Wechselwirkungen mit anderen gesellschaftlichen Teilbereichen, insbesondere der Berufswelt, die z.B. die zeitlichen und räumlichen Gestaltungsmöglichkeiten der Paarbeziehung beeinflussen sowie den Umfang der Präsenz verändern.⁷

Insbesondere mit dem Verweis auf Krisenphasen wird deutlich, dass die Beziehungsphasen nicht immer linear aufeinander folgen. Vielmehr sind sie als dynamisch zu betrachten und im Lebenslauf von Paaren können sie potentiell immer wieder festgestellt werden, wie Abbildung 1 schematisch visualisiert.

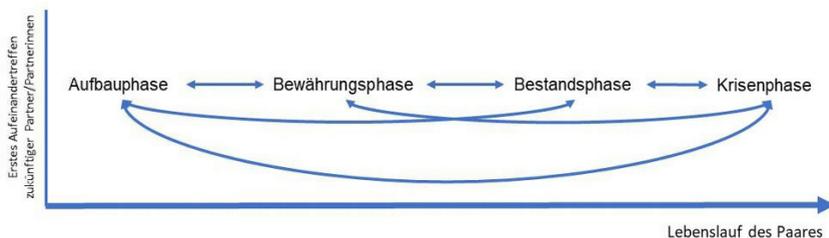


Abbildung 1: Phasenunterteilung des ‚Lebenslaufs‘ von Paaren
Eigene Darstellung

⁷ Indizien dafür finden sich bspw. bei Métrailler 2018, wo Veränderungen von Paaren auf Grund der Pensionierung untersucht werden.

Für Phasenübergänge sind das Aus- und Beleben der Beziehung, die Wahrnehmung und Deutung der Partner/Partnerin sowie deren Handeln als Partner/Partnerin, vor allem aber die paarinterne Interaktion verantwortlich. All das geschieht jedoch nicht losgelöst von soziokulturellen Kontextbedingungen, die sowohl die Gestalt als auch die Entwicklungen von sozialen Beziehungen präformieren. Im Anschluss an die Biographieforschung können diese als Verlaufsllogiken interpretiert werden.

(2) Verlaufsllogiken

Allgemein werden Verlaufsllogiken als „besonders dichte, eine globale Struktur sequentieller Geordnetheit auskristallisierende konditionelle Verkettungen von Ereignissen“ verstanden (Schütze 1983, S. 288). Dahinter steht die Annahme von äußeren Initiationsbedingungen, die zu Veränderungen von Situations- und Selbstdefinitionen sowie zentraler Merkmale des Lebens bzw. der Lebensumstände führen. Idealtypisch lassen sich vier unterscheiden, die im Folgenden mit Bezug auf Paare skizziert werden.

Viele Weichenstellungen im Leben sind in Form *institutioneller Ablaufmuster* genauso wie die damit verbundenen Lebensabschnitte durch spezifische, teils spezialisierte soziale Institutionen gerahmt (Schütze 1981, S. 60–70). Rahmen sind dabei einerseits dem Individuum vorgängig und sozial vorgegeben, so dass eine Präformierung der möglichen und ermöglichten Handlungen konstatiert werden kann. Andererseits nimmt das Individuum Rahmungen mehr oder weniger aktiv vor, indem es sich zwischen verschiedenen Rahmen respektive Institutionen entscheidet und innerhalb des dabei gegebenen Spielraums den normierenden Erwartungen und Anforderungen beugt, widersetzt oder damit arrangiert (Goffman 1977). Zu diesen Institutionen bzw. Rahmen gehörten insbesondere früher Eheschließungen, die lange Zeit in den Händen anderer (z.B. Eltern) lagen, durch soziale Zugehörigkeiten vorbestimmt wurden und damit nur bedingt von eigenen Entscheidungen beeinflusst werden konnten (Nave-Herz 2002, 2003), etwa weil man ‚standesgemäß‘ zu heiraten hatte. Heute sind Möglichkeiten, selbst Rahmungen vorzunehmen, gerade auch hinsichtlich privater Lebensformen oftmals größer. Wie oben schon erwähnt, kann man als Paar zusammenziehen, heiraten, kirchlich oder nur standesamtlich, man kann Kinder bekommen – oder eben nicht.

Diese gewachsene Rahmenvielfalt hat zum einen dazu geführt, dass es nicht mehr nur *die eine* akzeptierte Form gibt, eine Beziehung zu führen. Zum anderen sind bei Paarbeziehungen heute genauso wie in vielen anderen Lebensbereichen die Notwendigkeit und Möglichkeit, Rahmungen vorzunehmen, kontinuierlich gegeben: Paare sind ständig gefordert, einen Rahmen für ihre Beziehung zu wählen und z.B. zu bestätigen, was für ein Paar sie sein wollen. Sowohl in und durch die Praxis als auch durch reflexive Entscheidungen werden Beziehungen immer wieder aufs Neue justiert, verstetigen sich zwar (dem Habitus vergleichbar) und schaffen sich selbst Strukturen, die auf die Paare zurückwirken, doch bestehen Paare nur dynamisch durch *Reproduktion* fort. Ursächlich ist neben der Vielfalt an Möglichkeiten, private Beziehungen zu leben,

z.B. die heute – anders als in Zeiten sozialer Sanktionen oder weitaus größerer wechselseitiger Abhängigkeiten – gegebene Option, selbst eine Ehe durch Scheidung zu beenden (Lenz 2009b; Rosenbaum 1982). Spätestens an dieser Stelle scheinen Beziehungsverläufe weniger von institutionellen Ablaufmustern, sondern vielmehr von *biographischen Handlungsmustern* geprägt zu werden, da institutionalisierte Vorgaben nicht (mehr) eindeutig oder gar nicht (mehr) vorhanden sind und Entwicklungen selbst initiiert oder Weichenstellungen im Lebenslauf eigenhändig vorgenommen werden (Schütze 1983, S. 288). Typischerweise kommt dabei ein „intentionales Prinzip“ (Schütze 1983, S. 288) zum Tragen, das das Fehlen eindeutiger Deutungsvorlagen oder Vergleichsfolien ausgleicht bzw. angesichts der Pluralität an Möglichkeiten, eine aktive Entscheidung für eine bestimmte Variante ermöglicht. Je ‚anormaler‘ man selbst, das eigene Leben und/oder die Beziehung ist, desto größere Chancen und Notwendigkeiten zur individuellen Gestaltung, Strukturierung und Sinngebung bestehen für den Einzelnen. Das suggeriert zwar Freiheit, aber es greifen und wirken doch Strukturen; auch ‚Anormale‘ können nichts willkürlich gestalten.

Willkürlichkeit oder Kontingenz werden zum einen durch die Selbstreflexivität des Paarseins begrenzt, das etwa in den erwähnten selbstgeschaffenen Strukturen anklingt, und zum anderen durch die Einbettung in soziale Umwelten und die Abhängigkeit von äußeren Bedingungen eingeschränkt. Dazu gehören neben soziokulturellen Vorgaben bspw. in Form von Normen, auch Veränderungen ganz konkreter Umstände. Insbesondere letztere können Stimuli für *Verlaufskurven* sein (Schütze 1981, S. 88–103). In ihrer negativen Ausprägung, als *Fallkurve*, führen sie zu Einschränkungen des Handlungsspielraums oder der Möglichkeiten und begrenzen die Auswahl von Optionen. In der Konsequenz sind oder fühlen sich Menschen getrieben und ihrem Schicksal ausgesetzt. In der Regel erleidet das Individuum Ereignisse passiv, fühlt sich ausweglosen Situationen ausgeliefert und nicht zu einem aktiven Entgegenwirken befähigt. Verlaufskurven, die durch äußere Veränderungen neue Handlungsoptionen und Spielräume eröffnen sowie positivere Selbst- und Situationsdeutungen erzeugen oder den Eindruck entstehen lassen, Kontrolle über und Einfluss auf das Leben zu haben, werden als *Steigkurven* bezeichnet (Schütze 2006). Exemplarisch für Verlaufskurven zu nennen ist eine unerwartete Versetzung. Diese zeigt sich als Fallkurve, wenn die entstehende räumliche Distanz negativ erlebt und interpretiert wird, etwa weil einer der Partner/Partnerinnen oder beide glauben, das Paar habe keine andere Wahl, als temporär getrennt zu leben; als Steigkurve kann sich die Versetzung äußern, wenn sie die räumliche Distanz reduziert, so dass sich das Paar häufiger sehen und ggf. sogar zusammenziehen kann.

Manchmal werden fallkurvenhafte Lebensverläufe unterbrochen und es kommt zu einem *biographischen Wandlungsprozess*: einer erheblichen Veränderung sowohl im Lebensverlauf als auch in der Grundeinstellung und biographischen Selbstbeschreibung. Anders als bei den oben beschriebenen biographischen Handlungsmustern ist diese Veränderung jedoch nicht willentlich und intentional induziert, sondern auf Aktivitäten von außen (Schütze 1981, S. 103–129) bzw. den kontextuell variablen Zugang

zu neuen (Deutungs-)Ressourcen zurückzuführen. Beispielhaft sind finanzielle Veränderungen, das Entdecken sinnstiftender Tätigkeiten oder der durch Medien und/oder soziale Kontakte eröffnete Zugang zu sinnhaften Deutungen, die das Individuum befähigen oder ermutigen, das Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.

(3) Abhängigkeit von externen Einflüssen und Selbstreflexivität

Sowohl in den Ausführungen zu den Beziehungsphasen als auch zu den Verlaufskurven klingen äußere Einflüsse an, die neben individuellen und paarinternen Faktoren für die Ausgestaltung, Realisierung und Dynamik von Paarbeziehungen als ursächlich identifiziert werden. In der Einleitung wurden bereits drei, in engem Zusammenhang stehende Faktoren erwähnt: Erstens, Veränderungen des Arbeitsmarkts; zweitens, die Emanzipation und veränderte Arbeitsmarktintegration von Frauen; drittens, die Lockerung normativer, normierender Vorgaben. All das resultiert u. a. in einer Steigerung von Optionen, Freiheiten und Möglichkeiten, aber auch Wahlnotwendigkeiten (Beck-Gernsheim 1994). Der Bedarf nach biografischer und persönlicher Flexibilität steigt und es entsteht die Notwendigkeit, sich immer wieder aufs Neue aktiv für etwas zu entscheiden; es gibt nicht mehr *die* Normalbiographie, sondern es herrschen biografische Pluralität und Wandelbarkeit (Beck 2012; Sennett 2010). Das führt zum Ende von sogenannten Normalbiografien sowohl auf Ebene des Individuums als auch auf Ebene des Paares. In beruflichen Kontexten werden lebenslange Anstellungen durch Projektarbeit, Zeitanstellungen und eine potentiell anhaltende Abfolge von befristeten Verträgen ersetzt, was mit Unsicherheiten, Unplanbarkeiten und meist der Anforderung einhergeht, mobil zu sein.

Damit wandeln sich auch Grundlagen, Gestaltungsweisen und -möglichkeiten privater Lebensformen sowie die individuellen wie sozialen Erwartungen, die an Paare und das Paarsein, an Partner/Partnerinnen und das Partner-/Partnerinsein gestellt werden: Welche Lebensform man wählt, wie man diese konkret gestaltet und mit Leben füllt, wie und ob man sich an Institutionen wie einem gemeinsamen Haushalt, der Ehe u. ä. orientiert bzw. die einstmaligen biographischen Selbstverständlichkeiten kombiniert, wird in die Eigenverantwortung übergeben. Lebenslange Verbindungen an oder mit einem Partner/einer Partnerin werden immer wieder auf die Probe gestellt bzw. evaluiert, weil sie weitergeführt werden können, aber nicht müssen; es gibt realistische und realisierbare Möglichkeiten, einmal eingegangene Beziehungen zu beenden; selbst Ehen können aufgekündigt werden und es lassen sich anstelle von den im Golden-Age-of-Marriage beschworenen Ehen auf Lebenszeit „serielle Monogamie“ und Paarbeziehungen mit „Lebensabschnittsgefährten/-gefährtingen“ beobachten (Wimbauer und Motakef 2017). Paarsein wird zu einem Produkt der Aushandlung darüber, wie man persönliche Beziehungen leben möchte; die Vorstellungen dieses Wie, d.h. wie Beziehungen aussehen können oder sollen, wie sie ge- und belebt werden etc., werden im Kontext und in Auseinandersetzung der Partner/Partnerinnen mit soziokulturellen Kontexten und Wissensbeständen geformt.

Paare erscheinen damit zum einen als soziale Konstrukte, die sowohl auf soziokultureller Ebene zu verorten als auch auf paarinterne, aber soziokulturell eingebettete Praktiken zurückzuführen sind. Zum anderen werden Paare als performative, zunehmend auch selbstreferentielle und (selbst-)reflexive Phänomene sichtbar, die nicht nur auf Performativität und Hervorbringungen angewiesen sind, sondern auch von zunehmender paarinterner ‚Qualitätskontrolle‘ begleitet werden (Abels 2010; Beck-Gernsheim 1994; Jurczyk 2014b), deren Maßstab sich an soziokulturellen, u. a. diskursiv verbreiteten Idealen genauso wie an individuellen Bedürfnissen orientiert. Paarbeziehungen (und Familien) sollen Ressource und Rahmen persönlichen Glücks, persönlicher Sinnerfüllung und Selbstentfaltung sowie Raum für positive Selbsterfahrung sein (Rosa 2016; Woodward 2002). Gleichzeitig wird zum einen erwartet, dass sie der Ort sind, an dem man holistisch, als Einheit, als ganze Person und nicht nur in einer Funktion oder als Rollenträger wahrgenommen wird (Huinink 2011). Zum anderen soll dennoch niemand mehr nur im Paarsein aufgehen, sondern das Partner-/Partnerinnensein mit vielen anderen Rollen vereinbaren (Métrailler 2018; Ruiner 2010). Des Weiteren sollen Paarbeziehungen sowohl dem romantischen Liebesideal als auch der Vorstellung von partnerschaftlicher Gleichberechtigung entsprechen und nicht nur Zweckgemeinschaft sein. Werden diese Bedürfnisse, die oftmals von den sozialen Paarkonstruktionen abzuhängen scheinen⁸, nicht mehr erfüllt, kann dies den Übergang in eine Krisenphase, die Rückkehr in eine Bewährungsphase oder gar das Ende der Beziehung bedeuten (Giddens 1993).

Dies deutet schon an, dass sich Veränderungen, die tendenziell eher auf der praktischen Ebene der Partner/Partnerinnen und Paare anzusiedeln sind und eher vom Paar ausgehen, Wandlungsprozesse auch mit Veränderungen von sozial geteilten Vorstellungen in Verbindung bringen lassen. Mit den nun zu betrachtenden Semantiken und Leitbildern rücken zwei verschiedene Formen dessen in den Blick: Zum einen geht es um historische Veränderungen, zum anderen um synchron auftretende, ggf. thematisch oder situativ feststellbare Variationen hinsichtlich der Erwartungen an Beziehungen, den Bewertungen von Beziehungsgestaltungen in Abhängigkeit der gewählten und/oder zugänglichen Semantik bzw. der zum Vergleich herangezogenen Leitbilder.

(4) Semantiken und Leitbilder

Zweckgemeinschaft, romantische Liebe und Partnerschaften fungieren dabei einerseits als sprachliche Ressource bzw. als Semantik, mit der kollektiv und individuell Beziehungen beschrieben werden, wobei jeweils bestimmte Aspekte betont, andere vernachlässigt oder ausgeblendet werden. Daher sind sie andererseits auch Leitbilder, d.h. das Kondensat bestimmter, in der Regel soziokulturell geteilter Vorstellung, als auch der Orientierungspunkt und Bezugshorizont individueller wie kollektiver Handlungen. Die sich dahinter verborgenden Ideen, von dem, was „normal“, „erstrebenswert“,

⁸ Diabaté et al. 2015; Illouz 2011, 2012; Keller 2011; Keller und Truschkat 2013; Lück und Diabaté 2015; Schetsche und Schmied-Knittel 2013.

„selbstverständlich“ ist, werden nicht selten objektiviert, z.B. in Romanen, oder institutionalisiert, etwa in Gesetzen, wodurch Leitbilder an Kraft und Beständigkeit gewinnen, auch wenn sie nur durch den weiterhin stattfindenden Bezug in individuellem Handeln, durch Referenz auf die Objektivierungen und/oder die ‚Nutzung‘ der damit assoziierten Institutionen fortexistieren (Lück und Diabaté 2015).

Bei *Zweckgemeinschaften* handelt es sich um den Zusammenschluss mehrerer Personen, die sich dem Versuch verpflichten und dies ggf. auch vertraglich festlegen, durch Zusammenarbeit und -wirken, ein gemeinsames Ziel oder kompatible Ziele zu erreichen. Es geht um die wechselseitige Versorgung und Fürsorge, Subsistenzsicherung und Aspekte der Regeneration. Sie sind eng mit dem Haushalt, der Familie und gemeinsamem Wirtschaften verbunden. Damit assoziierte Beziehungen (vormals vor allem Ehen), haben weniger mit Gefühlen, vielmehr mit Geschäften oder rationalen Abwägungen zu tun, die um finanzielle und soziale Überlegungen kreisen und Kosten gegen Nutzen aufwiegen. Zweckgemeinschaftliche Partnerwahl ist überwiegend, wenn nicht gar ausschließlich funktional motiviert und basiert etwa auf der Passung zwischen potentiell Partner/potentieller Partnerin mit zu erfüllenden Rollen (Rosenbaum 1982, 52-54; 144-146). Das Verbleiben in einer solchen Beziehung ist vielfach alternativlos. Beide Parteien hängen für ihre soziale und finanzielle Fortexistenz von den Leistungen des/der Anderen ab und/oder die Kosten für die Beendigung der Beziehung erscheinen zu hoch.⁹ Damit verbunden ist eine Mittel-zum-Zweck-Betrachtung von Beziehungen und des Partners/der Partnerin.

Lange Zeit waren Zweckgemeinschaften die dominierende und damit als normal angesehene Beziehungsform und die Bezeichnung deskriptiv. Heute hingegen ist der Begriff negativ konnotiert und wertet eine Beziehung ab, weil es mindestens einem der Partner/Partnerinnen rationales Kalkül und eine zu eigenen Gunsten ausfallende Kosten-Nutzen-Bilanzierung unterstellt. Das steht im Widerspruch zu den Eigenschaften und Motivationen, die stark normativ aufgeladen, als vermeintlich moralisch überlegenes Ideal von der *romantischen Liebe* propagiert werden. Mit der fortschreitenden Individualisierung im Zuge sozialer und funktionaler Differenzierung, entsteht die Liebe als Antwort auf die Notwendigkeit eine neue Ordnung und Orientierung zu finden: Liebe wird zum (sinn-)stiftenden Moment sozialer Beziehungen und zu einem Wert an sich erkoren (Luhmann 2012), der bis heute analog zu religiösen Überzeugungen weder kritisierbar noch als begründungspflichtig verstanden wird (Bachmann 2014; Stempfhuber 2012, S. 253–288).

Gleichsam wird romantische Liebe auf affektive Zuneigung zurückgeführt und das Primat formuliert, dass Paare auf Grund wechselseitiger, tiefer und einzigartiger, echter und authentischer Gefühle füreinander miteinander verbunden werden. Liebe

⁹ Kosten sozialer Art, etwa in Form sozialer Exklusion, Verlust von Rechten und Chancen, finden sich insbesondere in gesellschaftlichen Kontexten, in denen die ehelich legitimierte Zweierbeziehung moralisch überhöht und aufgeladen ist (Nave-Herz 2004).

wird dabei als Kontrast zu rationalem Handeln und Vernunft gesehen, während gefühlsmäßige Verbundenheit und affektive Zuneigung statt Funktionalität in den Mittelpunkt gerückt werden. Fokussiert wird nicht mehr die Erfüllung von Rollen, sondern die „grenzenlos steigerbare Individualität“ (Luhmann 2012, S. 178) der Liebenden, auf der die Liebe beruht. Damit einhergehen die Vorstellungen der Unersetzbarkeit der geliebten Person sowie die Unterstellung der Einzigartigkeit dieser Liebe und dieser Beziehung, die auf die Vergemeinschaftung zweier unvergleichlicher Individuen zurückgeführt und als Realität *sui generis* betrachtet wird. Anders als bei den Zweckgemeinschaften, die lange Zeit als empirisch vorherrschende Form der Zweierbeziehung solchen Liebesbeziehungen gegenüberstehen¹⁰, kann niemand anderes den Partner/die Partnerin ersetzen. Die Individualität der Partner/die Partnerin begründet, dass die durch sie konstituierte Beziehung etwas Besonderes und Herausragendes, wie keine andere und mit keiner vergleichbar ist; mit keinem anderen Partner/keiner anderen Partnerin kann es das Gleiche sein (Berger und Kellner 1965; Luhmann 2012; Tyrell 1982).

Ferner wird in der Semantik der romantischen Liebe postuliert, eine solche Liebe überkomme einen, treffe einen wie ein Blitz aus heiterem Himmel oder alles füge sich nach einem übernatürlichen Plan. Liebe erscheint als unbeeinflussbar, unkontrollierbar und unvorhersehbar und doch als vorherbestimmt. Sinnhaftig gedeutet wird die Schicksalhaftigkeit der Liebe entweder religiös in Form von Vorhersehung oder göttlicher Fügung oder aber als zufällig (Hahn und Schmidl 2014; Kuchler und Behr 2014a; Schmidl 2014).¹¹ In jedem Fall gilt sie als undurchsichtig und als der Entscheidungsfreiheit des Menschen entzogen sowie als ewig während. Basierend auf einer solchen Unendlichkeitsfiktion und Fortdaueridealisation¹² werden durch Liebe gestiftete Beziehungen als selbsttragend erachtet; sie benötigen keine äußeren Stützen (Lenz 2009b, S. 42). Aber Gefühle sind potentiell flüchtig und soziale Ordnung erfordert zusätzliche Stabilisierung, auch wenn dies dem Ideal widerspricht. Auf romantische Liebe gründende Beziehungen erhalten diese durch die Verbindung mit der etablierten Institution Ehe und der Integration in damit assoziierte, bestehende soziale Strukturen (Goode 2014; Luhmann 2014).

¹⁰ In der Literatur finden sich bereits Ende des 18. Jahrhunderts Überlegungen und Ausführungen zur romantischen Liebe; oft genannt und viel analysiert wird etwa Friedrich Schlegels „Lucinde“ aus dem Jahr 1799 (Luhmann 2012). Praktisch wirksam wird sie jedoch erst einige Jahrzehnte später und kann auch dann zunächst nur von einer kleinen Zahl von Menschen praktisch realisiert werden; zusammen mit der Idee der Liebesheirat ist sie jedoch bereits im 19. Jahrhundert als soziokulturelles Ideal festzustellen (Bachmann 2014; Lenz 1998).

¹¹ Auf diesem Muster basieren auch heute noch Paargeschichten bzw. diese semantische Grundlage (ko-)konstruiert die narrativen Strukturen, an denen sich Paare in ihrer Selbstpräsentation u. a. im Interview orientieren.

¹² Daran wird auch nicht gezweifelt, wenn Liebe einmal schwindet: Dann war es wohl doch nicht die wahre Liebe. Nicht das Ideal, sondern die Praxis oder die Umsetzung wird in Frage gestellt (Elliot und Merrill 2014; Kuchler und Behr 2014a, S. 35–36).

Insbesondere die in den 1960er, 1970er Jahren einsetzende Emanzipation der Frauen stellt dann jedoch die Institution der Ehe, vor allem in ihrer bürgerlichen Ausgestaltung in Frage. Zusammen mit anderen parallel ablaufenden soziokulturellen Veränderungen entsteht und verbreitet sich u. a. eine neue Beziehungssemantik (Scholz 2014, S. 256) sowie ein neues Leitbild, das von demokratischen Ideen und Gleichheitsvorstellungen getragen wird. Ähnlich wie bei der romantischen Liebe handelt es sich auch bei *Partnerschaft* um ein kulturelles, semantisches Ideal. Aber anders als die romantische Liebe, die sich fast ausschließlich mit Emotionen als Begründungen, eine Beziehung einzugehen, und den involvierten Personen beschäftigt, richtet sich das Konzept der Partnerschaft auch auf die praktische Umsetzung der semantischen Vorgaben. Es greift das Reziprozitäts- und Androgynitätsmoment auf, das bereits im Ideal der romantischen Liebe angelegt ist, aber insbesondere bei dessen Realisierung wenig bis keine Beachtung gefunden hat. Dem Partnerschaftsideal folgend wird normativ erwartet, dass beide Partner/Partnerinnen die gleichen Rechte und Pflichten haben, gleich viel in die Beziehung investieren, Entscheidungen gemeinsam getroffen werden, Aushandlungen stattfinden und die Stimmen beider Partner/Partnerinnen gleiches Gewicht haben.¹³ Kommunikation gilt als zentral, so dass die Alltags- und Lebenspraxis als das Resultat konstruktiver Verständigung über das gemeinsame Leben, Zukunftspläne, individuelle Bedürfnisse und Wünsche verstanden wird, die koordiniert, durch Kompromisse und wechselseitige Zugeständnisse befriedigt und realisiert werden (Koppetsch 1998); dies ist ein beständiger, nie abgeschlossener Vorgang, weil sich Paare immer wieder aufs Neue darauf verständigen müssen, was sie wollen, was sie als befriedigend empfinden, wie sie ihre Beziehung gestalten und leben etc. (Giddens 1993).¹⁴

Diese Semantiken und damit verbundene Leitbilder folgen zwar historisch aufeinander, aber das Entstehen ‚neuer‘ ist nicht mit dem gänzlichen Verschwinden ‚alter‘ gleichzusetzen. Trotz der Virulenz der Partnerschaftssemantik ist daher eine Bedeutungssteigerung und romantische Aufladung von intimen Beziehungen zu beobachten, die von „Liebe als neue[r] Religion“ (Kuchler und Behr 2014a, S. 9; Stempfhuber 2012) sprechen und Sakralisierungstendenzen erkennen lassen. Gleichzeitig wird zunehmend sichtbar, dass Paarsein im Spannungsfeld zwischen Freiheit, Flexibilität und Autonomie einerseits, Halt, Sicherheit und Kontinuität andererseits steht, weil sich

¹³ Während es von manchen Autoren zu einem Problem in der Moderne erklärt wird, dass zunehmend der Logik des Tauschs gefolgt bzw. gemäß der Marktlogik gehandelt wird (Adloff 2014, S. 19–20), gilt das für Paare ggf. weniger als früher. Stand früher bei Paarbeziehungen das Geschäft im Vordergrund, da insbesondere Ehen aus wirtschaftlichen Gründen geschlossen und eine ‚Partie‘ hinsichtlich der Tauschleistungen bewertet wurde, kann heute – zumindest in der Theorie – das Ideal der romantischen Liebe, das der Gabe und nicht dem Tausch folgt, realisiert werden. Mit der Idee der Partnerschaft scheint jedoch der Tausch wieder in Paarbeziehungen zurückzukehren, die dann zwar nicht mehr als Geschäft beginnen, aber vom Aufwiegen des Gebens und Nehmens gekennzeichnet werden.

¹⁴ Für detaillierte Analysen vgl. z.B. Bachmann 2014; Hahn und Burkart 1998; Kuchler und Behr 2014b; Lenz 2003b; Luhmann 2012.

Menschen gemäß des Leitbilds der romantischen Liebe einen Rückzugsort, eine Zuflucht und Anlaufstelle zur Erholung von der kalten, entfremdenden bzw. entfremdeten Welt wünschen, zwischenmenschliche Wärme und Resonanz ersehnen (Bennett 2002; Rosa 2016; Woodward 2002) und das obwohl oder gerade weil Individualisierung im Sinne einer ‚Herauslösung‘ aus gegebenen Gemeinschaften erkennbar ist (Bauman 1990, S. 102–125) und sie nach Gleichberechtigung sowie individueller Selbstverwirklichung streben. Mit der Optionalität ehemals biographischer Selbstverständlichkeiten und der Notwendigkeit zusammengedacht, sich immer wieder aufs Neue zu entscheiden (Abels 2010; Beck-Gernsheim 1994; Jurczyk 2014b), folgt daraus: Die ersehnte „ideelle Gemeinsamkeit“ und „praktische Gemeinschaft“ (Jurczyk 2014b, S. 53) befindet sich in einem kontinuierlichen, aber zerbrechlichen Herstellungsprozess; Erhalt und Fortbestand von Beziehungen setzen ständig und immer wieder aufs Neue eine aktive Entscheidung und Bejahung voraus (Beck 2012, S. 187–194).¹⁵

2.1.2 Performativität: Doing und Displaying Couple

In der Notwendigkeit zur aktiven Entscheidung und Bejahung klingt an, was sich auch in vielen anderen Hinsichten im Kontext von Paaren feststellen lässt: Paare sind nicht „natürlich“ und selbstverständlich gegeben, sondern müssen täglich „immer wieder“ durch die Praktiken beteiligter privater und öffentlicher Akteure hergestellt werden“ (Jurczyk 2014b, S. 51). Dazu gehört etwa die bei Berger und Kellner (1965) beschriebene Identitätsarbeit, das Zeichnen von Selbst- und Fremdbildern sowie das paarinterne Abstimmen von Weltansichten. Ebenso wird auch eine praktische Dimension anerkannt, die etwa in einem ‚reibungslosen‘ Ablauf oder der Koordination von Handlungen besteht. Im Anschluss daran lässt sich fragen: Wie ist es Paaren praktisch möglich, „Gemeinsamkeit als Beziehungssystem herzustellen“, anstatt in „individuelle Leben zu zerfallen? [...] Was tun die beteiligten Personen ganz konkret“ (Jurczyk 2014b, S. 51)? Welches sind die Praktiken, verstanden als „often little fragments of daily life which are part of the normal taken-for-granted existence of practitioners [which ...] derive[their significance] from their location in wider systems of meaning“ (Morgan zitiert in Finch 2007, S. 66), die das Paarsein – auch oder gerade im Kontext von physischer Nicht-Präsenz – erschaffen und erhalten?

Ein im Kontext der Familienforschung für diese Frage entwickeltes, auf Paare übertragbares Konzept, ist das der alltäglichen Lebensführung. Unter alltäglicher Le-

¹⁵ Neben der aktiven Bejahung von Beziehungen können auch Trägheit oder Verstetigung den Verbleib in einer Beziehung begründen und teils die hinreichende Grundlage für die performative Reproduktion des Paarseins liefern: Man richtet sich ein, man gewöhnt sich daran und bleibt wo/wer man ist und erfüllt das notwendige Minimum. Das funktioniert und reicht in der Regel allerdings nur solange, bis eine (u. U. extern auferlegte) Entscheidung gefordert wird, eine Veränderung der Lebensumstände erfolgt, die mehr als dieses Minimum an Einsatz und Bejahung erfordert, oder eine attraktivere Alternative vorhanden ist. Physische Nicht-Präsenz kann entsprechende Umstände befördern.

bensführung wird „die Gesamtheit der Praktiken und Gestaltungsleistungen [verstanden], mit denen Familienmitglieder Familie [oder Paare Paarsein] organisieren, deuten und entwerfen sowie Gemeinsamkeit und Lebensqualität herstellen“ (Keddi 2014, S. 95). Seit einigen Jahren wird jedoch erkannt, dass dieses Konzept durch eine Fokussierung auf bestimmte Zeiten und Räume an seine Grenzen stößt, weshalb in der Familienforschung nun von „Doing Family“ (Jurczyk et al. 2014) die Rede ist und im Folgenden das in Anlehnung daran formulierte Konzept des „Doing Couple“ genutzt wird. Wie mit dem Konzept des Doing Family soll damit mehr erfassbar sein als mit dem der alltäglichen Lebensführung, u. a. weil Herstellungspraktiken auch jenseits des Alltags, jenseits von physischer Kopräsenz oder jenseits bestimmter Räume beachtet werden. Kombiniert mit Überlegungen aus der Forschung rund um „Doing Gender“ (West und Zimmerman 1987), lassen sich zentrale Prämissen formulieren, die das in dieser Arbeit propagierte Konzept des Doing Couple prägen: Erstens wird von einer Entlegitimisierung bzw. Destandardisierung von Paarerscheinungsformen ausgegangen, weil Selbstverständlichkeiten, Normalität und Naturhaftigkeit in Frage gestellt werden. Zweitens wird anerkannt, dass es sich bei Paaren nicht um statische Gebilde, sondern vielmehr um performative Phänomene handelt. Drittens wird angenommen, dass es soziokulturell geteilte Vorgaben und damit auch Wissen gibt, wie man sich als Angehöriger/Angehörige von Kategorien wie ‚Partner/Partnerin‘ oder ‚Paar‘ verhalten soll oder gar muss; dieses Wissen bildet die Grundlage für Doing Couple.¹⁶ Viertens wird das Individuum in Relation zu anderen und sein Handeln in Relation zu anderem gesehen.

Doing Couple beschreibt folglich die Hervorbringung von Paaren durch das Handeln und Deuten aller Beteiligten. Insbesondere die von Partnern/Partnerinnen gemeinsam ausgeübten Aktivitäten und alle gemeinsam verbrachten Zeiten werden als dafür bedeutsam identifiziert; diese sind in der Regel vielschichtig, vielseitig und vieltalig. *Vielschichtig* sind diese gemeinsamen Praktiken, weil es gleichzeitig, ohne dass sich die Akteure/Akteurinnen dessen bewusst sein müssen, um Vieles und Verschiedenes geht: die Definition und Bestätigung von Zusammengehörigkeit, Identitätsarbeit z.B. durch Grenzziehungen und biographisches Erzählen, Vergangenheitsbewältigung, Erinnerungsarbeit und Zukunftsplanung. Außerdem beinhaltet es Elemente des Wohlbefindens, der Bedürfnisbefriedigung und körperliche, emotionale, kognitive (Für-)Sorge, während ebenso gelernt und gelehrt wird (Keppler 1994). *Vieltalig* sind diese Praktiken u. a., weil sie sich an verschiedene Rezipienten bzw. Publika richten; dazu gehört immer der Akteur/die Akteurin selbst, meist ein auf die ein oder andere Weise präsent, konkretes Gegenüber sowie häufig eine allgemeinere, ggf. diffusere

¹⁶ Das wirft verschiedene Fragen auf, etwa: Woher kommt dieses Wissen? Wie wird es angeeignet und erworben? Welcher Art ist dieses Wissen (z.B. praktisches Wissen oder normatives Wissen in Form von Leitbildern?) und was ist seine konkrete Wirkung (z.B. Standardisierung von Verhalten, Normalitätsvorstellung)? Welche Folgen hat das für die Wahrnehmung von ‚Abweichung‘ und ‚Anderssein‘ sowie den Umgang damit, d.h. wie gehen ‚Abweichter‘ mit ihrer eigenen ‚Andersartigkeit‘ um und wie geht ihre soziale Umwelt damit und mit ihnen um? Aufzugreifen sind diese Fragen im empirischen Teil dieser Arbeit, wenn sich die Diskussion bspw. (a-)normalen Beziehungen annimmt.

‚Öffentlichkeit‘, vor der man Paarsein aufführt (Goffman 2003). Letztlich sind diese Praktiken *vielgestaltig*, weil sie auf ganz unterschiedliche Weise zu Stande kommen können und sich in verschiedenen Formen präsentieren. Das gemeinsame Essen ist ein paradigmatisches Beispiel hierfür, da viel Unterschiedliches passiert und einen Gelegenheitsraum für intentionalen und nicht-intentionalen, expliziten und impliziten, in jedem Fall interaktiven Austausch bietet (Keppler 1994).

Jenseits der gemeinsam in physischer Präsenz ausgeübten Aktivitäten, sind vermutlich ebenfalls dem Doing Couple zuzuordnende Praktiken zu finden, z.B. weil das Paar vermittelt über Medien interagieren und gemeinsam Zeit verbringen kann. Möglich ist aber auch ein Doing Couple im Sinne einer darstellerischen Hervorbringung des Paarseins als Ein-Mann/Frau-Stück, d.h. indem man sich in seinem Handeln direkt auf den Partner/die Partnerin bezieht und/oder auf eine Weise handelt, die als Resultat des reflexiven Bezugs auf das Paar- und/oder Partner-/Partnerinsein zu verstehen ist. Relevant sind somit der bilaterale, interaktive Austausch als Paar allein, ggf. vor und/oder mit paarexternen Personen und/oder das Handeln als Partner/Partnerin in An- und Abwesenheit anderer.¹⁷ Die Eheschließung, der Namenswechsel, das Sprechen von ‚wir‘, das Erzählen vom letzten gemeinsamen Urlaub, die Planung des Zusammenziehens, die Betrachtung des Fotos von der Partnerin/vom Partner oder die Statusänderung auf Facebook, selbst das unbeabsichtigte und präreflexive Spielen mit dem Eheering können daher als Beispiele für das Doing Couple gelten.

In solchen Praktiken zeigt sich oftmals ein „nexus of doings and sayings“ (Hirschauer 2004, S. 73). Um sowohl diesen Nexus als auch die Praktiken der Paare differenzierter erfassen zu können, möchte ich das Konzept des Doing Couple mit dem des Displaying Couple verbinden. Aufgegriffen wird jedoch nicht die Konzeptualisierung von Finch, die der Autorin selbst zufolge ohnehin noch nicht wirklich ausgearbeitet ist (Finch 2007, S. 65–66). Stattdessen wird mit dem hier vertretenen Verständnis von Displaying Couple an die Ethnomethodologie und die Sprechakttheorie angeschlossen, die bei Finch keine Rolle spielen.

Ethnomethodologie gilt dabei als „investigation of the rational properties of indexical expressions and other practical actions as contingent ongoing accomplishments of organized artful practices of everyday life“ (Garfinkel 1967, S. 11); es geht um das Nachvollziehen der Logik der Alltagspraxen bzw. des Common-Sense bestimmter Ethnien. Als *Ethnien* gelten Gruppen von Menschen, die In-Gruppen-Ähnlichkeiten und Differenzen zu Außen-Gruppen hinsichtlich ihres Habitus, ihrer Sitten, ihrer Denk- und Handlungsmuster sowie ihrer Wissensvorräte aufweisen (Eberle 2007, S. 143). In diesem Sinne können auch Paare als Ethnie verstanden und ihre Praktiken als zwar kontingent und indexikal, dennoch als rational, organisiert und kunstvoll wahrgenommen werden. Zu fragen ist somit nach den Ethnomethoden der Paare, d.h. wie

¹⁷ Dass dies möglich ist, liegt bspw. an der Internalisierung anderer, wie sie bspw. Mead beschreibt (Mead 2010), und/oder an Prozessen der Appräsentation.